Nummer 91 Donnerstag, 19. April 1928

# Berliner Familien-Zeitung

## Der Weckruf

EIN ROMAN AUS DEM STURMJAHR 1848 VON FRIEDRICH CARL KELLERMANN

[16. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Vergebens, zu spät auch hier! „Armer Junge," murmelte er, „braver lieber Kerl, ruhe sanft." Und er gab den Männern die Weisung, den Toten nach der elterlichen Wohnung zu tragen, die er ihnen bezeichnete. Und der traurige Zug bewegte sich fort. Mühsam schleppte er sich weiter die Straße hinauf.

Er fühlte sich mit einem Male gänzlich erschöpft. Die übermenschlichen Anstrengungen des gestrigen Nachmittags und der furchtbaren Nacht machten sich geltend. Da ließ das Getöse und Kampfgetümmel plötzlich nach und hörte bald gänzlich auf. Zahlreiche Leute strömten die Straße zurück und er erfuhr auf seine verwunderten Fragen, daß die Truppen das Feuergefecht eingestellt, der König eine Proklamation erlassen, der Kampf beendet sei! Und da sah er auch schon die berühmte Kundgebung von der nächsten Mauer blinken, von einem neugierigen Haufen umstanden. Er drängte sich herzu und las die bombastischen Worte: „An meine lieben Berliner!" Als Spott und Hohn wurden sie aufgefaßt, mit Spott und Hohn wurden sie erwidert.

Da fühlte sich Dr. Wagner am Arm gepackt und sah sich Herrn Anselm Krause gegenüber, der ihn mit sich fortzog. Er erzählte ihm, was er erfahren, berichtet von des Königs lächerlichen Fahnen mit der riesigen Inschrift „Mißverständnis", von den wohlmeinenden Männern, die unter der Führung des im geistlichen Ornat gekleideten Bischofs Neander bei dem König erschienen waren, mit der inständigen Bitte, er möge den Abbruch des Barrikadenkampfes durch Zurückziehung der Truppen herbeiführen, und von des Königs Antwort: „Die Königstraße ist schon mein und die übrigen werde ich auch nehmen!" Und er erzählte von den vielen Hunderten Gefangenen, die in den Kellern des Schlosses zusammengepfercht und soeben, ohne Speise und Trank erhalten zu haben, nach Spandau übergeführt worden waren, von dem knorrigen Landrat von Pincke, den der König, nachdem er seine ernsten Vorstellungen über die Lage angehört, *in dieser Nacht* zum Souper eingeladen, was Pincke mit einem brüsken „Ich soupiere nicht!" beantwortet und das Schloß verlassen hatte, und von so manchem noch, das bezeichnend für diesen „Herrscher von Gottes Gnaden" war. Da wurde ihre Aufmerksamkeit von dem lauten Gelächter eines Haufens Leute in Anspruch genommen, der an der Straßenecke um einen Brunnen versammelt stand. In dem Brunnenpfosten klebte eine Granatenspitze, die mit dem schönen Aufruf „An meine lieben Berliner" überklebt und fürwahr eine treffende Antwort auf des Königs Wort war. . . .

Da scholl plötzlich das Geräusch von vielen Schritten, lautes Stöhnen und Wehegeschrei an ihr Ohr. Die Männer wandten sich um und erblickten einen großen Verwundetentransport, der sich nur langsam fortbewegte. Dr. Wagner vernahm, wie aus einem Traum erwachend, den Ruf der Pflicht. Seine Müdigkeit war mit einem Schlage verschwunden, rasch trat er herzu und machte sich an die Arbeit.

### XV.

In dem stillen Pfarrhause an der Parochialkirche herrschte eine erlöste, beruhigte Stimmung. Rudolfs Zustand gab zu Besorgnissen keinen Anlaß, er bedurfte nur längerer Ruhe und Pflege, die ihm in liebreichster Weise zuteil wurde. Die alte Lüpken hatte nicht die geringste Bange um ihn: „Det schad't nich, det is auswendig!" lautete ihre stehende Redensart. Josephine war inzwischen zwar zu ihren Tanten nach der Alten Jakobstraße übergesiedelt, weilte aber fast unablässig an Rudolfs Krankenbett, sich mit Agnes und Dr. Wagner in die Arbeit der Heilbehandlung teilend. Rudolf durchströmte ein wunderbares Genesungsgefühl, ein neuer belebigender Wille zum Leben erfüllte seine Seele und eine tiefe, innige Liebe sein Herz.

Ueber dem allen hielten die Ereignisse der Zeit die Gemüter in steter Spannung. Dr. Wagner unterrichtete fortlaufend mit Lebhaftigkeit den kleinen Kreis von dem Stand der Dinge. Heute hatte er ein Zeitungsblatt, ein „Extrablatt der Freude" mitgebracht, aus dem er vorlas:

„Noch nie ist vielleicht in der Weltgeschichte ein solcher Wechsel erhört gewesen, als derjenige, der sich am Sonnabend in unserer Stadt vollzog. Soeben noch Jubel und Hurra und schon wenige Minuten später Wutgeheul und Ruf nach Rache. Die Geduld der Bürger, hieß es, sei erschöpft. In einer Stunde war der Anblick der Stadt völlig verändert. „Auf die Türme" rief man, „an die Sturmglocken!" Die Kirchtürme wurden erbrochen, die Türflächer mit Aexten eingeschlagen, die achtbarsten Männer läuteten selbst Sturm und riefen zu den Waffen. Wie *durch Zauberschlag stiegen die Barrikaden empor*. Jeder gab bereitwillig, was er hatte, Torflügel, Zäune, Wagen, Pfähle usw. Selbst königliche Beamte, Schriftsteller und Gelehrte arbeiteten mit dem gemeinsten Tagelöhner im Bunde, alle reichten sich brüderlich die Hand. Die Frauen kochten Kaffee und schnitten Brote entzwei; reichten diese Lebensmittel auf die Straße hinaus. In den Straßen goß man Kugeln und schmiedete Lanzen. Jeder Soldat, der sich sehen ließ, wurde entwaffnet, jede Wache gestürmt. Im Wohnungsanzeiger ermittelte man die Wohnungen der Offiziere und zwang die Frauen, die Waffen der abwesenden Männer auszuliefern. Die Kaufleute verteilten unentgeltlich Zigarren. Die wohlhabenden Bürger sammelten Geld und ließen für die Arbeiter Lebensmittel herbeiholen. Die Frauen und Töchter, selbst Damen vom Adel und Frauen hoher Beamten schleppten in Körben und in den Schürzen Steine auf die Dächer und Kirchtürme und an ihre Fenster. „*Das Militär muß sofort aus der Stadt*", das war der allgemeine Ruf. Als die ersten Kanonen erdröhnten, da wuchs die Lust zum Kampfe, niemand kannte ein Gefühl von Furcht. Alle Fenster waren erleuchtet, damit die Arbeiter und Kämpfer sehen konnten. Sobald das Militär irgendwo anrückte, hörte dieses rege Leben wie mit einem Zauberschlage auf, alle überflüssigen Personen gingen in die Häuser und verschlossen solche, die Männer mit Schießgewehr gingen hinter die Barrikade, die anderen stiegen auf die Dächer. Die Kavallerie konnte, da alles Pflaster gerissen war, gar nicht mehr wirken, nur Infanterie war anzuwenden. Auch diese konnte nirgends in größeren Massen anrücken, da die Büchsen der Schützen und die Steinwürfe von den Dächern sonst ganz Glieder niederstreckten. Die Infanteristen schlichen daher einzeln an den Häusern entlang, aber sobald sie an eine Barrikade kamen, mußten sich die einzelnen wieder in größeren Haufen sammeln und nun begann wiederum die neue Gefahr. Am furchtbarsten war die Jerusalemer Straße verschanzt, weil dort gerade Jahrmarkt war. Jede Bude wurde in eine Festung verwandelt . . ."

Die Männer bestätigten die Angaben, was die Barrikaden und Soldaten anbetraf, Josephine aber bedauerte lebhaft, nicht gleich jenen anderen Frauen mit dabei gewesen zu sein, in der Köpenicker Straße sei es leider ganz still zugegangen.

„Die Erbitterung im Volke," las Dr. Wagner weiter, „wurde besonders dadurch furchtbar vermehrt, daß die Soldaten in die Häuser der eroberten Straßen drangen und aus solchen eine Menge *ganz unschuldiger*, geachteter Männer gefangen hinwegschleppten. Es wurden diese Männer gefnebelt und truppweise nach dem Brandenburger Tor gebracht, wo ihre Anzahl bald auf 600 anwuchs. Hier wurden immer zwei und zwei — es waren darunter schwerverwundete Greise und Männer der besten Stände — mit gefnebelten Händen zusammengekoppelt und von einem Bataillon vom Stettiner Regiment zu Fuß nach Spandau gebracht. Einzelne Soldaten dieses Bataillons sollen sich auf diesem Marsch empörende und schandhafte Greueltaten gegen die gefangenen, verwundeten und teilweise ganz unschuldigen Mitbürger erlaubt haben. Unser bekannter gerichtlicher Verteidiger, Dr. Stieber, rief einigen Gefangenen bei ihrem Abmarsch die tröstliche Versicherung zu: „Fürchtet euch nicht, ihr werdet, sollten wir besiegt werden, vor das öffentliche Verfahren kommen, alle Juristen werden sich eine Bürgerpflicht daraus machen, euch zu verteidigen."

Der Kampf der letzten Tage war nicht, wie der beliebte Ausdruck lautet, „eine Emeute des Pöbels". Es war *eine Erhebung der Bürger!* Auf vielen Barrikaden kommandierten die achtbarsten Kommunalbeamten. Das Eigentum wurde mit einer bewundernswerten Achtung respektiert und geschützt. Niemand dachte daran, nur eine Stecknadel zu nehmen. Alles focht für den Zweck der allgemeinen Begeisterung. Ein Trupp Bürger drang in das Palais des Prinzen Albrecht ein und suchte nach Waffen, aber nicht das geringste wurde fortgenommen oder demoliert. Selbst in den erstürmten Kasernen wurde das Eigentum geachtet, nur nach Waffen suchte man. Männer, denen der Hunger auf dem Gesicht geschrieben stand, warfen die wertvollen silbernen Troddeln der Offizierdegen in die Rinnsteine. *Das Militär hingegen hat in den eroberten Häusern vollständig geplündert.* Ueberall hat das Militär furchtbar gehaust, wehrlose Männer erschossen und nicht Weib, nicht Kind geschont. Einzelne Trupps des Stettiner Regiments werden in dieser Weise besonders namhaft gemacht. —

Am Abend des 19. bot die ganze Stadt ein Bild der Freude dar. Alle Häuser waren beleuchtet, die Barrikaden verschwunden, das Volk, das durch seine Beharrlichkeit und Tapferkeit den Sieg erfochten, wogte durch die Straßen. An allen Barrikaden beharrte der kühne Bürgermut im heftigsten Kugelregen. Auf der Friedrichstadt war der Kampf an der Kronen- und Friedrichstraßen-Ecke der heroischste, der sich denken läßt. Er erstreckte sich in alle Viertel der Stadt, überall wurde mit einer Ausdauer, einem Mut gefochten, der die höchsten Spitzen erreichte. In der Frankfurter Straße, in den Gärten der Gegend, war jeder Bewohner in Waffen. Ueberall *fielen die Schüsse, und vom Dach herab die Steine* auf die Angreifer. — Freudig eilten die Bürger am Nachmittage zum Empfang der Waffen, um sich als Bürgerkorps zur Beschützung der Ordnung und des Eigentums zu organisieren. —

Wieviele Opfer im Kampfe gefallen sind, darüber ist uns die traurige Gewißheit noch nicht geworden. Morgen wird die Bestattung derselben angeordnet werden. Es wird eine Trauerfeier für die gesamte Bürgerschaft sein. Alles wird sich zu dem großen Zuge, der die Tapferen, Gebliebenen, zur Ruhestätte begleitet, anschließen und jegliche Ehren, die den kämpfend Fallenden gebühren, werden ihnen zuteil werden . . ."

Josephine erklärte sofort, an dieser Bestattungsfeier teilnehmen zu wollen und Dr. Wagner verabredete mit ihr den gemeinsamen Gang. — Man sprach noch viel von Fritz v. Vilarets heldenmütigem Ende und ehrte sein Andenken. Agnes wollte den Eltern morgen ihren Besuch machen.

Später wanderten Josephine und Dr. Wagner zusammen die Straße hinab. Dr. Wagner, der in der Grünstraße wohnte, begleitete Josephine bis zur Alten Jakobstraße hin. Wie sie in ihrem fliederfarbenen Kleid leichten Schrittes neben dem stattlichen Mann herging, kaum kleiner an Gestalt als er, gewährten sie ein reizvolles Bild. „Kiek eens", rief ein Straßenjunge im Vorbeikommen einem Gefährten keck zu, „det 's n Paar". Verflucht noch mal: n' Mann wie'n Boom un'n Mächen wie jemalen . . ." Josephine errötete leicht und Dr. Wagner lachte.

(Fortsetzung folgt.)

## Hamburger Bilderbogen

### H. W. Fischers neues Werk / Von C. Z. Klötzel

Hamburg hat eine lautlose Sensation. In allen seinen Buchläden liegt, zu Stapeln gehäuft, ein Buch, von dem ganz Hamburg spricht, das aber von der gesamten Hamburger Presse mit einer Beharrlichkeit totgeschwiegen wird, die ohne weiteres darauf schließen läßt, daß es sich verlohnte, davon zu reden.

In der Tat erweist sich Hans W. Fischers „Hamburger Kulturbilderbogen" (bei Rösl u. Co., München) als eine Angelegenheit, die weit über die engen Grenzen der Hansestadt hinaus Interesse beanspruchen darf. Hier ist, zum erstenmal vielleicht in Deutschland, kulturgeschichtliche Gegenwart in einem Sinne geschildert worden, der nicht nur rücksichtsvend historische Wahrheit und objektive Kritik sich zum Ziel setzt, sondern nach lebendiger und intensiver Einwirkung auf die ewig in Fluß befindliche Entwicklung strebt. Hier werden dem Geschehen keine Nekrologe gehalten, hier wird der Zukunft Geburtshilfe geleistet, wie sie sich aus dem Heute entringen will.

Hans W. Fischer hat sich in vierzehnjähriger Arbeit als Redakteur eines inzwischen eingegangenen Hamburger Blattes die inneren und äußeren Voraussetzungen für diese Arbeit geschaffen. So erscheint sie bei seinem Weggang von dort als eine Art Rechenschaftsbericht, von niemandem gefordert, als von dem Manne selbst und denen am wenigsten willkommen, wie es scheint, die in gleichem Maße die Selbstverpflichtung zu Aehnlichem empfinden sollten.

Journalisten pflegen selten Dinge zu schreiben, denen über den Tag hinaus Geltung und Wirkung eigen ist. Nur wenige bewahren sich in der qualvollen Hetze von der Morgen- bis zur Abendausgabe den kritischen Blick und das wertende Gefühl für das, was Entwicklung und Eigenart in sich trägt. Und das allein genügt ja auch nicht: hinzukommen muß ein empfängliches und beharrliches Gedächtnis, das den von Jahr zu Jahr sich häufenden Stoff stets parat hält, ohne daß aus dem lebendigen Erlebnis totes, verstaubtes „Material" wird. Wo freilich all dieses zusammentrifft, wird etwas Wertvolles daraus entstehen. So im „Hamburger Kulturbilderbogen".

Der Name verspricht weniger, als das Buch hält: es ist eine vollständige Kulturgeschichte des Hamburgs der letzten zwanzig Jahre. Mit dem Bilderbogen hat sie trotzdem manches gemein: die Mannigfaltigkeit des Gebotenen, die gelegentliche Derbheit der Griffelführung, vor allem das lebhafte Kolorit. Der Stoff gliedert sich in einzelne Kapitel: die Literatur, das Theater, die Niederdeutschen, die Künste, Tanz und Bewegungsspiele, die Presse usw. Eingestreut ergötzliche „Zwischenspiele", so die Tragikomödie des Nietzsche-Töters und Franzosenfressers Otto Ernst, ein Hamburger Kunstprozeß aus dem Gebiet der lex Heinze, eine Rhapsodie über Hamburger Feste. Jedes Kapitel ein Rundes, Abgeschlossenes. An vierhundert Namen enthält dieses nicht sonderlich umfangreiche Buch und ist doch vom Lexikon ebensoweit entfernt wie von den landesüblichen Kunst- und Literaturgeschichten. Keiner dieser Namen bleibt leerer Schall, ein paar knappe, treffsichere Sätze stellen den lebendigen Menschen hin, der sein Träger ist. Und immer ist die Verknüpfung da mit dem Hamburger geistigen Nährboden, auf dem diese Menschen gewachsen sind, oder in den sie sich verpflanzt haben.

Dieses Buch zeigt so recht, wie wenig man in Deutschland Deutschland kennt. Berlin ist von Hamburg nicht weiter entfernt wie das Frühstück vom Mittagessen, aber wenn man in Berlin „Hamburg" sagt, meint man immer nur Hafen, Hapag und Hagenbeck. Daß es dort bodenständige Literatur, echte Kunst und eine Hamburger Kultur gibt, die sich nicht im Kulinarischen erschöpft, wird überraschen. Aber ebenso erstaunliche Dinge würden wir erfahren, wenn plötzlich solche „Kulturbilderbogen" aus Königsberg und Stuttgart, aus Breslau und Köln, ja aus Dresden und München auftauchen würden. Zweifellos: in all diesen Orten gibt es, wenn man so sagen will, deutsches Geistesleben landschaftlicher Prägung. So unsinnig der deutsche Föderalismus in politischer Hinsicht sein mag, so sehr auch jeder Grenzpfahl innerhalb Deutschlands als tragischer Anachronismus zu gelten hat: so sicher gibt es im geistigen Deutschland Kulturprovinzen, die ihre Grenzen und ihre Besonderheiten haben, und ehe wir nicht eine Heimatkunde dieses unseres geistigen Vaterlands besitzen, so lange wird es einen Weg zu einheitlichem deutschen Kulturbewußtsein nicht geben.

Es scheint mir ein Verdienst Hans W. Fischers zu sein, dessen wahre Bedeutung heute wohl kaum schon richtig eingeschätzt werden kann, daß er als erster deutsche Kulturgeographie in diesem Sinne getrieben hat. Es verringert sein Verdienst nicht, daß gerade bei Hamburg die Voraussetzungen für solch bahnbrechenden Schritt besonders günstig waren, weil hier ein kleines Gebiet besonders eigenartige geographische, wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse aufweist. Es ist im Interesse der geistigen Entwicklung in Deutschland aufs dringendste zu wünschen, daß sich auch anderwärts Schriftsteller von Rang finden, die ihrer wirklichen oder Wahlheimat den Dienst erweisen, den Fischer Hamburg erwiesen hat.

Es ist wedet klug noch charaktervoll von den Hamburger Blättern, daß sie gegen dieses Buch die Waffe des Totschweigens richten, nur weil in ihm ein Kapitel über die Hamburger Presse steht, das für die großen Zeitungen dort wenig schmeichelhaft ist. Dies rechtfertigt noch nachträglich die geringe Einschätzung, die Fischer den dortigen Verlegern und Redaktionen zum größten Teil angedeihen läßt. Für ein Hamburger Blatt gibt es einfach keine Entschuldigung dafür, daß es sich davor drückt, sich mit dem „Kulturbilderbogen" auseinanderzusetzen. Man braucht ihn ja nicht sanftet anzufassen, wie man selbst in ihm angepackt wurde. Aber man mußte — unbeschadet aller Einwände, aller noch so scharfen Abwehr — zu dieser Art, Hamburg sich selbst und dem übrigen Deutschland bekanntzumachen, irgendwie Stellung nehmen. Und man hätte zugeben und aussprechen sollen, daß niemals Kritik an Menschen und Dingen leidenschaftlicher in einem Geist geübt worden ist, der sich danach mühte, in positive Kulturpolitik zu münden, das heißt „den Zustand herbeiführen zu helfen, in dem das Echte und Wahre gedeiht. Politik bedeutet aber nicht, wie Schieber unterschieben, Schiebung, sondern ist: klarer Wille und Weg zu den Konsequenzen, die das kritische Wort nach sich zieht."

Da die Hamburger Presse nicht zur Konsequenz aus dem kritischen Wort willens ist, sondern nur zu jenem Schweigen, das aller weiteren Konsequenz enthebt, so scheint ihr die Schiebung, wenn nicht das vornehmere, so doch das sicherere Mittel zu sein.

## Verbotener Weg

*Von Franz Mahlke*

Warum der grüne Jägersmann der einen Fichte so eine weiße Tafel „Verbotener Weg" umgehängt hat, das möchte ich doch gern wissen. Die Fichte sitzt am Wege wie ein kleines wuschelköpfiges Mädchen mit einem Latz. Ja, wenn er darauf geschrieben hätte: „Jägermanns Liebling!" — das könnte ich verstehen.

Ich habe den Jägersmann nie gesehen, aber ich meine, wer soviel singende und sinnende Krauskköpfe in der grünen Mooswiege Wald zu sitzen hat, der muß doch wohl ein lieber Vater und richtiger Spaßmacher sein.

Ich beschaue den viereckigen Latz noch ein Weilchen. Er könnte auch des Jägermanns Lichtbild sein, das die Fichte umgehängt hat. Die beiden seitlichen Zweige sind die bronzene Kette des schimmernden Bildes, das unter dem Kinn des verträumten Kindes hängt. Ein grüner Fichtenwedel liegt wagerecht in der Stirn, das sind die finsteren Jägermannsbrauen. Die Buchstaben schauen mich an wie rollende Augen. Ich meine das Zähneknirschen des grünen Waldgärtners zu hören, aber ich lache; denn das ist ja ein Kinderlatz da oben oder ein totes Lichtbild nur.

Ich streichle die Fichte: „Du, du lieber latzbehängter Wuschelkopf!"

Meine sonnenbraune Wange lehnt sich leise an. „He — was machen Sie denn da?"

Meine Gedanken flogen wie verscheuchte Traumvögel auf, und während meine Blicke noch auf das zähneknirschende Lichtbild starrten, klopfte mir der Jägersmann auf die Schulter und knurrte in seinen verschmauchten graugrünen Bart: „Sie sind so einer —" Seine Augen waren Morgensonnengold. Er schob seinen Arm unter meinen linken Ellenbogen und zog mich fort seinen „Verbotenen Weg" entlang.

Und als ich ihn fragend anfah: „So einer — — —" nickte er und sagte: „Einer mit dem Freibrief vom lieben Gott für das den Weltkindern verbotene Jägerhaus."

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Better-Berlin-Reinickn; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräf-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.